

Sonntagsblatt

Der Rheinischen Volkszeitung

Verantwortlich: Julius Etienne-Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Ranz, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 50

Wiesbaden, den 7. November 1920

38. Jahrgang

Kirchl. Wochenkalender

Sonntag, 7. Novbr.:	Willibrod
Montag, 8. November:	4 gehg. Martyrer
Dienstag, 9. Novbr.:	Theodor
Mittwoch, 10. Novbr.:	Andr. Ap.
Donnerstag, 11. Nov.:	Martin, B.
Freitag, 12. Novbr.:	Martin, P.
Samstag, 13. Novbr.:	Stanislaus Kofka

24. Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Matthäus 13, 24—30

In jener Zeit trug Jesus dem Volke ein anderes Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker sät. Als aber die Leute schliefen, kam sein Feind, sät Unkraut mitten unter den Weizen und ging davon. Als nun das Kraut wuchs und Frucht brachte, erschien auch das Unkraut. Da traten die Knechte des Hausvaters herzu und sprachen zu ihm: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen

Acker gesät? Woher hat er denn das Unkraut? Und er sprach zu ihnen: Das hat der Feind getan. Die Knechte aber sprachen zu ihm: Willst du, daß wir hingehen und es auffammeln? Und er sprach: Nein! damit ihr nicht etwa, wenn ihr das Unkraut aufsammt, mit demselben zugleich auch den Weizen ausreißet. Lasset beides zusammen wachsen bis zur Ernte, und zurzeit der Ernte will ich zu den Schnittern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündlein zum Verbrennen; den Weizen aber sammelt in meine Scheuer.

Eine Pflicht des Anstandes

Das ist die Dankbarkeit für Wohltaten, die wir aus der Hand Gottes empfangen haben. Wir Menschen nehmen alles so selbstverständlich hin, gleich als ob Gott verpflichtet wäre, uns täglich mit allem zu versehen, was wir für das Leben und der Seele Not bedürfen. So liegt die Sache doch nicht, sondern es ist pure Gnade unseres barmherzigen Gottes, daß er die Kräfte der Natur angewiesen hat, so zu wirken, daß wir das haben, was wir brauchen. Daß uns heute am Erntedankfeste die Vorkehrung Gottes in der Erschaffung und Darbietung der Dinge dieser Welt betrachten.

1. Die Schöpfung der Welt und die Schöpfung der Erde ist ein Ausfluß der Weisheit Gottes und seiner Liebe zu den Geschöpfen. Lange, ehe Gott den Menschen schuf, hat er die Erde so gehalten, daß sie dem Menschen alles bieten konnte, was er zum Leben brauchte. Denke nur einmal an die Bodenschätze, die in der Kohle aufgespeichert sind. Die Kohlen sind bekanntlich die Ueberreste einer Pflanzenwelt, die untergegangen ist, viele Jahre, ehe die Menschen erschaffen wurden. So hat Gott vorgesorgt. Und nun überlege, wie die Kohle, die heute in deinem Ofen brennt und dich wärmt, vor vielen Tausenden von Jahren von Gottes Hand so in die Erde gebeutet wurde, daß die Bergleute sie gerade jetzt, vielleicht erst vor wenigen Wochen oder Monaten, erbeuteten und zu Tage förderten, daß sich Transportmittel bereit fanden und willige Menschen, die dir die Kohlen ins Haus schafften und sie fertig zum Verbrennen stellten.

Wie mit der Kohle, so verhält es sich mit allen anderen Dingen, die du zu deinem Lebensunterhalte brauchst, mit der Wolle und der Weizen, die dich kleidet, mit dem Korn und dem Weizen, die deine Speise bilden, alles hat Gott es Vaterhand von Jahrtausenden her so wachen und gedeihen lassen, daß es dir heute mündgerecht und gebrauchsfertig dargeboten wird. Und vom ersten Augenblicke deines Daseins an, wo sein Allmachtswort deine Seele ins Leben rief, hat er sein Auge nicht von dir abgewandt und will es in Ewigkeit nicht von dir abwenden, sondern in Liebe dir zugehen bleiben für immer, wenn du mit ihm Freund bleiben willst. Was soll ich dem Herrn vergelten für alles, was er mir getan? Diese Worte des Psalmisten sollen nie deinem Gedächtnis entfallen. Sage sie oft, sage sie mit besonderer Aufmerksamkeit heute am Erntedankfeste, da du dich erinnerst, daß auch die dies-

jährige Ernte dir gebracht hat, was zu deiner Nahrung dient. Selbst wenn du dir sagst, daß du nicht genügend Lebensmittel dein eigen nennst und daß du mit Dingen in die Zukunft schaust, bedenke, daß Gottes Vaterhand auch dieses Wenige dir zugemessen hat, während viele andere noch weniger besitzen und wirklichen Hunger leiden.

Lobe und preise den Herrn und versprich ihm, alle Gaben und alle Geschöpfe, die zu deinem Dienste sind, in der edelsten Absicht

Das Ende

Ich wie du bist dessen Leben,
Der sein Herz nicht kann erheben
Aus dem lauten Weltgetümmel
Zu des Vaters Thron im Himmel.

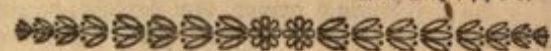
Oed und traurig ist sein Leben,
Wenn auch alles ihm gegeben,
Nag, vertrauens auf Gottes Walten,
Er die Hände nimmer falten.

Trostlos dünkt mir solch ein Leben,
Wenn man unter Schmerzensbeben
Senkt den Freund zum Grabe nieder,
Schluchzend: Nie seh' ich dich wieder.

Zum Verzweifeln ist das Leben,
Drin die Hoffnung nicht kann schweben
Nieder in des Aermsten Seele:
Gott verzieh mir Schuld und Sühle.

Ich wie schaurig ist das Ende,
Wenn einkn an des Lebens Wende
Bürnend dann der Richter spricht:
Diesen Fremdlinga kenn' ich nicht.

M. Scheffer.



und mit Vernunft nach Gottes Willen zu gebrauchen. Wie zum Dienste und zur Verherrlichung Gottes auch die vernunftlose Natur herangezogen wird (Wachs, Del, Weizen usw.), so sollst auch du die vernunftlosen Geschöpfe so gebrauchen, daß Gott in ihnen und durch sie verherrlicht wird. Das tust du, indem du mit weiser Nützigkeit die Gaben der Natur zu deinem eigenen Nutzen und Vorteil verwendest, dann namentlich dadurch, daß du deinem weniger besitzenden Mitmenschen davon mitteilst, was du entbehren kannst. Das

ist in der Tat eine hochheilige, vornehme und Gott überaus wohlgefällige Verwendung und Ruhmgebung der Gaben Gottes. Frage dich nicht danach, ob das andere tun oder nicht. Handle ganz nach deinem guten Herzen, in das Gott die Liebe zu deinem mitleidenden Mitmenschen gesenkt hat und das sich jetzt regt, wenn du deine reichen Vorräte betrachtest. Rechne nicht ängstlich nach, was du verlierst oder welcher Nutzen dir entgeht, wenn du die Früchte des Feldes um einen geringeren Preis abgibst. Das ist die Art der Reichen, die mit Sinn und Verstand haben für die Dänge dieser Erde. Sondern beachte doch, ich bitte dich herzlich und flehentlich darum, was Gott selber denen geben will, die Nächstenliebe und Barmherzigkeit walten lassen. „Gott ist nicht ungerecht, daß er vergeßen sollte eures Duns und der Liebe, die ihr gegen seinen Namen ertrieben habt, indem ihr den Heiligen dientet und dienet (indem ihr durch Almosen und gegenseitige Hilfeleistung den Mitmenschen aus der Not helfet).“ (Hebr. 6, 10). Gott ist nicht ungerecht, erminert hier der hl. Paulus seine Christen, das heißt, Gott würde gegen seine Gerechtigkeit handeln, wenn er das nicht gut machte, was einer dem andern aus Nächstenliebe tut. So wie es also einen gerechten Gott gibt, der alles Gute belohnt, so wird er auch die gute Tat gegen die Mitmenschen mit hohen Gütern belohnen. Zum Segen wird also das, was du jetzt weniger an irdischem Gewinn erhältst, indem du deinen Mitmenschen versorgst, und zum Fluche wird das, was du ihnen zuviel abnimmst für die Gaben, die Gottes Güte so reichlich und zwar für alle Menschen gesendet hat.

2. Trotz des Sündenfalles, in den das ganze Menschengeschlecht verwickelt war, und trotz der furchtbaren Beseidigungen, mit denen Gott immer wieder überhäuft wird, fährt er fort, wie ein gütiger Vater für die Bedürfnisse der Menschen zu sorgen. Er läßt seine Sonne scheinen auf Sünder und Gerechte. Er läßt wachsen und reifen für Katholiken, Protestanten, Juden und Heiden. Alle Menschen können sich an die Tafel setzen, die Gott für sie gedeckt hat. Die Erde bietet für die Gesamtheit der Menschen ausreichende Nahrung, wenn auch das Wort Gottes „Im Schweisse deines Angesichtes sollst du dein Brot essen“ seine Geltung behält und jetzt die Erde unter harter Arbeit bearbeitet werden muß. Wenn alle Menschen nach diesem Gotteswort verfahren, liefert die

Erde so reichliche Nahrung, daß gar vieles über den notwendigen Bedarf hinaus auch der Erhöhung und anständigen Erholung dienen kann. Selbst wenn die Bevölkerung der Erde immer mehr zunähme, durch die Geschicklichkeit und den Fleiß der Menschen kann die Ertragsfähigkeit der Erde so gesteigert werden, daß für den ganzen Erdenrund kein Mangel zu befürchten wäre.

Wieviele Schätze enthält noch die Erde, die uns bisher verborgen geblieben sind! Gott leucht die Aufmerksamkeit der Gelehrten und der Forscher auf die Gesetze der Natur und spornt sie an, immer mehr den Schleier zu lüften, der über den wunderbaren Geheiß der Natur liegt. Manche Gesetze haben sie schon ans Licht gebracht, wohl die größten sind noch unbekannt und harren der Entdeckung. Gott kennt alle diese Gesetze, die im Weltall verborgenen liegen. Er hat sie ja himmelsgelegt. Je nach dem Bedürfnisse der Menschen offenbart er sie und wünscht, daß davon einrichtiger Gebrauch gemacht wird, also daß namentlich er die rechte Ehre und Verherrlichung dabei erhält. „Nicht uns, o Herr, sondern deinem Namen gib die Ehre!“ Daß doch dieser Spruch Gottes alle Forscher und Gelehrten befehlen möchte! Daß doch die menschliche Gerechtigkeit und der Eudamut unterdrückt werden möge, wenn der menschliche Geist wieder einmal etwas von Gottes Geist und Weisheit entdeckt hat. Menschliche Gerechtigkeit baut auf solchen Entdeckungen weiter auf und unsere Kleidung und Wohnung, häusliche Einrichtung hat Nutzen davon. Für diese Gaben laßt uns ebenfalls dem Herrn unserm Gott Dank sagen. Wenn diese Wohlthaten Gottes auch alltätig sind, so verlieren sie doch nicht an Wert. Den Heiligen war jede Wasserquelle, die sie hervorbrudeln sahen, jeder Sang eines Vögels, der an ihr Ohr klang, jedes Blüthen, das ihr Auge ergötzte, ein Anlaß, Gott zu loben und zu preisen und ihm zu danken. So wollen wir uns durch unsere tägliche Umgebung zu immerwährender Danksagung anspornen lassen. Spe.

Allerseelengedanken

Wißt du noch immer die Stätte deines im Kriege gefallenen Sohnes wissen; komm, geh mit mir auf den Friedhof. Dort liegen die Gräber in langen Reihen. Und Kreuze und Denksteinen ragen empor. Aber es gibt dort auch Gräber ohne ein Kreuz, ohne jedes Zeichen des Gedenkens. Das sind die Gräber der Vergeßenen, der Landfremden, der Liebesarmen. Für sie wächst in der Mitte des Kirchhofes ein großes Kreuz aus der Erde und breitet weit die Arme aus — ein Kreuz für alle, denen die Menschen kein Kreuz geben wollten oder konnten. Des Kreuz, die Trauernde, steht auch für deinen geliebten Toten! Zu seinen Füßen, da denke dir sein Grab, da magst du wie an seiner Ruhestätte knien und für seine Seelenruhe beten!

Und laß deine Seele nicht mehr suchend durch fremde Lande schweifen. Richte deinen Blick empor und suche den, welchen du lieb hast, am Throne Gottes, wo er ruht in ewigem Frieden — und deiner harret!

Gewissenserleichterung

von Professor Bellingier, Bahnhof.

III.

Eine protestantische Zeitung („Reichsbote“) schrieb einmal: „Es gibt Tausende von Menschen, die von ihrer Vergangenheit wie von einem schwarzen Schatten verfolgt werden. Sie möchten die Flecken ihres Lebensbuches mit ihren Tränen, ja mit ihrem Blute tilgen, aber das Gewissen bleibt wund und die Seele krank, weil ihnen das Wort der Vergebung fehlt und zwar Gottes Wort aus Menschenmund.“ Wenn man ein Haus erbaut, in das man sich zurückziehen könnte, ein Haus, dessen Vorstand eine gewisse Persönlichkeit wäre, der man sich

anvertrauen und in die man wie in ein schweigendes Grab seine Vergangenheit legen könnte! Aber wo ist dieses Haus des Trostes für die Reuevollen, in das man mit gebrochenen Flügeln, müde und weß einkehren könnte? Wo ist das Samariterhaus, das Del und Wein für die Seelenwunden hat?“

Voll Mitgefühl hören wir Katholiken diese sehnüchliche Klage aus gepreßtem protestantischem Herzen. Auch wir wissen: „Der Uebel größtes ist die Schuld“, gestern, heute, morgen und für alle Zeiten. Auch wir kennen jene Stunden, in denen die von Sündenschuld erdrückte und gequälte Seele weint und blutet und so manchmal einem Gefühl unsagbarer Rat- und Trostlosigkeit zu erliegen droht.

Schreit da nicht oft der ganze Mensch nach einem Herzen, dem er seine Not klagen kann, das an seinen Schmerzen Anteil nehmen und sie mittragen soll? Seht denn nicht verschlossenes Leid wie ein Wurm, wirkt es nicht nach innen wie brennende Wunden, an denen so mancher sich verblutet?

Der geistvolle De Maistre schrieb einmal: „Was ist dem Menschen natürlicher als jene Bewegung des Herzens, welches sich zu einem anderen hineigt, um ihm ein Geheimnis anzuvertrauen? Der Unglückliche, vonummer niedergedrückt oder von Gewissensbissen zerissen, bedarf eines Freundes, eines Vertrauten, der ihn anhört, ihn tröstet und zuweilen ihn leitet. Der Magen, der ein Gift in sich füllt und von selbst in Zuckungen gerät, um es wieder auszuwerfen, ist das natürliche Bildnis eines Herzens, in welchem das Laster sein Gift aufgezogen hat. Es leidet, es ist in Unruhe, es zieht sich zusammen, bis es das Ohr der Freundschaft oder wenigstens des Wohlwollens gefunden hat.“

Wen soll nun der Mensch in die Geheimnisse und Wunden seines Herzens einweihen, wenn alle Pläne zur Selbstbefreiung und alle Rettungsmittel der Philosophen gescheitert sind? Erwa die Welt?

Nein! Er weiß es nur zu gut, daß sie nicht von Schuld und Qual befreien kann und oft auch nicht will. Mit tausend Liebeschwüren und Zukunfts träumen lockt sie wohl ihre Opfer an, verwundet aber, ja tötet sie; ist die tolle Laune vorüber und der wilde Rausch verflogen, dann wirft sie dieselben auf die Straße. Sie hält es mit den Lachenden und Genießenden. Der Schmerz ist ihr zu häßlich; sie haßt und flieht ihn als Freude- und Genußstörer. Aber selbst wenn sie zu helfen und zu trösten versuchen würde — ihre Worte sind zu kalt, zu arm, zu unwahr, ihre Mittel zu schwach, um wirksam sein zu können. Sind wir nach einer Aussprache bei ihr wieder allein, steht die ganze Größe unserer Schuld wieder vor unseren Augen, dann schmerzt die Wunde von neuem, das Herz weint und blutet weiter und schreit nach anderem besseren Trost. Oder soll der arme Sünder bei Freunden und Angehörigen Aussprache suchen? Mancher schämt sich dessen und fürchtet, ihre Liebe und Achtung zu verlieren. Seelenwunden und Herzensgeheimnisse sind oft zarter und heikler Art. Nur derjenige, der aus der Tiefe des Bewusstseins der eigenen Schwäche und Schuld versteht, Mitleid und Geduld haben kann und Selbsterkenntnis und Menschenkenntnis besitzt und dessen Mund für ewig verschlossen bleibt, wird hier das rechte Wort finden, die notwendige Arznei verordnen und so Trost und Heilung und Befreiung bringen.

So steht manch armer, von der Sünde und der Welt herzogener Mensch da — freudlos, trieblos, trostlos, gehemmt und geknechtet, verirrt und verwundet, bis er sich jenes Freundes wieder erinnert, der einst allen Mühseligen und Beladenen zugewandt hat: „Kommet alle zu mir, ich will euch erquicken!“

Dieser große Herzens- und Seelenkenner versteht das Sehen und Spüren des Menschenherzens nach Ruhe, Glück und Frieden; er weiß, was Wunden heilen, Geben und Aufheben, Zweifelnden das seelische Gleichgewicht wieder verschaffen kann. Er hat es uns geschenkt mit der hl. Beichte.

Dort heilt er geduldig, milde und gründlich; dort richtet er das geknickte Rohr wieder auf und facht den kamm noch glühenden Dacht

wieder an. Er tut es mit derselben Sanftmut, Liebe und Geduld, die er einst auf Erden allen Bankenden und Strauchelnden, allen Gesunkenen und Verlorenen entgegengebracht hat. Wer sich ihm im Bußsakramente mit reumütigen und zerstücktem Herzen naht, der erhält Nachlassung seiner Schuld und sei sie riesengroß. Er hat seine Diener, die Priester, mit Gnade und Kraft ausgestattet zu binden und zu lösen, da er einst gesprochen: „Wem immer ihr die Sünden nachlassen werdet, dem sind sie nachgelassen, und wem ihr sie behalten werdet, dem sind sie behalten.“ Er ist Gottes Sohn, sein Wort kann nicht trügen!

Wie sehr sollten wir uns also der hl. Beichte freuen! Sie ist in Wahrheit, wie ein Ventil für allen Lebensüberdruß und Lebensunlust, eine Erleichterung für den furchtbaren Druck der Schuld, ein Wiederfinden des verlorenen Paradieses. (Bischof Kappeler.)

„Doch“, so fragt Fr. Weiß, „klingt nicht viel leicht das Wort: Du mußt beichten! wie ein schriller Miston in unser Leben, weckt es nicht ein leises Jagen und Bangen oder Scham und Widerspruch? Setzt nicht so mancher lange, lange umher, mit zer schlagenem Herzen und schuld beladenem Gewissen, bis er den Mut und die Demut findet zum Bekenntnis seiner Sünden? Haben nicht so viele Kinder der Kirche gegen dieses Sakrament nur Worte der Geringschätzung, der Verspottung, der Verachtung?“

Gewiß, das besondere Sündenbekenntnis kann gewaltige Stürme in der Seele hervorrufen; die stolze Natur sträubt sich dagegen. Aber wer durch Stolz gesündigt hat, soll nach Gottes Willen durch Demut sühnen.

Gerade die freiwillig übernommene Selbstverdemütigung sühnt und beruhigt, hebt das bessere Ich selbst des am tiefsten Gefallenen und weckt in ihm die Ueberzeugung, daß er noch ein anderer Mensch werden und die unwürdigen Fesseln der Leidenschaft zerbrechen kann.

Ist die Krisis, das innere Widerstreben gegen das Beichten glücklich überwunden, dann atmet und jubelt die Seele im beseligenden Glücke des „Abolvo te“ auf. Nun kann sie es nicht mehr verstehen, wie sie unter all der Qual und Angst dem Mahner in der Brust immer wieder und zwar so lange schon zutausen konnte: Du sei still, sei still! ich habe keine Zeit! Später! Später!

Nun möchte sie ein jauchzendes „Magnificat“ anstimmen, da alle Sündenschuld hinweggenommen, die ewige und wenigstens ein Teil der zeitlichen Strafe aufgehoben, alles Bel. aller Trud, alle Angst und Not, Kleinmut und Verzweiflung geschwunden, der Bohrer in der Brust zum Schweigen gebracht ist. Wie viele haben schon nach einer guten Beichte Tränen, süße Tränen des Glückes, des Trostes, der Freude und Beruhigung geweint!

O könnte man sie einmal alle zusammenrufen, die vielleicht mit klopfendem Herzen und brennender Scham die Geheimnisse und Schmerzen ihres Herzens in den Beichtstuhl getragen und dort — vielleicht nach jahrelangem Kämpfen und Ringen und Dulden den heißersehnten Frieden gefunden und mit St. Augustinus ausgerufen haben: „Für dich, o Gott, hast du mich erschaffen und unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir!“ Welche Freude, welche Seligkeit nach der Nacht geistiger Leere und Oede und innerer Zerrüttung und Zerrissenheit würde sich offenbaren! Ein millionenfaches, Himmel und Erde entzündendes „Te Deum“ würde da zum Vater der Barmherzigkeit emporsteigen. Nun kann die Seele wieder aufatmen bei dem Gedanken: ich bin wieder in Gottes Fuld und Freundschaft, bin sein Kind und Erbe des Himmels; Tod und Hölle haben ihren Schrecken für mich verloren, da all meine Sündenlast begraben und vergessen ist in den Tiefen der göttlichen Barmherzigkeit; nun bin ich gekräftigt gegen den Rückfall in die Sünde, gekräftigt und begeistert zu einem neuen Leben in der Nachfolge Christi.

Wie oft hat nicht auch schon unser Auge froh geleuchtet, wenn wir uns nach einer guten Beichte von den Büchern erhoben! Wie gingen nicht auch wir dem Herrn mit all

Heimatzauber

Originalroman von Felix Nabor.

22)

Da war sie auch schon draußen und die beiden Zurückgebliebenen reichten sich zum Abschied die Hände. „Ich fahre jetzt sofort in die Stadt“, sagte Spillmann, „und mache dem unsauberen Treiben Bößweins ein Ende. Versagen Sie ganz über mich, Fräulein Marischall. Auch mir liegt alles daran, daß Sie Ihre verlorenene Heimat wieder zurückerhalten. ... Schon um Susess willen. ... Denn Sie wissen doch, wie es um mich steht, nicht?“

„Man müßte blind sein, um es nicht zu sehen“, erwiderte Trude mit leisem Lächeln. „Und mir wäre kein anderer als Schwager so lieb wie Sie. Ich wünsche nur, daß Sie an Susess Seite das Glück finden, das ich Ihnen nicht bieten konnte.“

„Warum sträubt Sie sich denn so sehr gegen mein Verben?“

„Sie ist ein schönes Vögelchen. Lassen Sie ihr Zeit — dann wird alles gut werden. Mit Geduld und Liebe kommen Sie bei ihr am besten ans Ziel!“

„Gott geb's!“

Auf der Heimfahrt sprach Susse kaum ein Wort. Erst am Abend, ehe sie zur Ruhe hing, warf sie sich Trude an die Brust und küßte sie stürmisch. „Ich danke dir, Trude!“

„Wofür denn, Kleine?“

„Daß du ihn nicht genommen hast!“ kam es verstimmt über Susess knappende Lippen — und wie ein schreies Vögelchen huschte sie zu Rast.

18.

Die Zeit verging, und wieder zog der Dampfer ins Land. ... Einem lieben Zugvogel gleich brachte er aus dem fernen Süden frohe Kunde, brachte ein weißes Blatt im Schnabel. Darauf wand zu lesen:

„Liebe Trude!“

Gedenkst du noch des hohen Maienraums? ... Mir klingt auch hier im fernen Afrika das Lied von der goldenen Jugendzeit durch die Seele. ...

Durch einen Freund erfuhr ich, daß sich Frau Wöppertmann im Irrenhause befindet. Nun sage mir: war sie denn früher schon irrsinnig und hat sie mir im Wahn das angetan, worunter ich all die Jahre her so furchtbar litt — oder, ist sie es in Deinem Auftrage? ...

Die düstere Kunde hat mich aufgerüttelt, alte Wunden aufgerissen, begrabene Wunden auferweckt und meinem Leben eine neue Richtung gegeben. Soll ich in der heißen Sonne Afrikas verschmachten, wenn ich in der Heimat glücklich sein kann? ...

Trude, liebe Trude! Wenn du noch nicht gebunden bist und wenn du noch unseres Maienraumes gedenkst, so gib mir ein Zeichen. Dann eile ich über den Ocean zur Heimat und zu dir, du meine erste und einzige Liebe! ... Dann soll sich das Geheimnis lichten, das uns trennte und mir tiefe Wunden schlug.

Hast du aber den Jugendfreund vergessen, bist du einem andern gut, so will ich die Heimat nicht wiedersehen, sondern hier begraben sein.

Man hat mich totgesagt — ich war aber nur schwer verwundet und bin wieder gesund. Stets erfüllte ich meine Pflicht als Offizier, ob hier in Afrika — oder daheim in Deutschland: das steht bei dir!

Ich harre in Sehnsucht Deines Wortes, Trude.

Ich grüße dich und unsere Jugend tausend, ach tausendmal!

Werde ich die Heimat und mein blondes deutsches Mädchen wiedersehen? ...

In deutscher Treue

Rolf von der Velsen.“

Gott — war das ein Jubel in Trudes Seele. ... Der Totgeglaubte lebte, sandte ihr seine Grüße übers Meer, bot ihr aufs Neue seine Liebe an.

In ihrem Herzen begann es zu blühen, all die garten Knospen, die bisher geschlafen hat-

ten, brachen auf, und ein neuer süßer Maienrausch, ein Frühling ohne gleichen ging durch ihre Seele.

Von dem unseligen Geheimnis, das so bittere Not über zwei treue Herzen gebracht hatte, sollte endlich der Schleier fallen. ... In freudiger Hast warf sie ein paar Beilen auf ein Blatt, die in dem Sehnsuchtsrufe ausklangen: „Komm, Liebster — o komm!“

„Was nur mit Trude ist?“ fragten alle in der nächsten Zeit. „Sie ist fröhlich wie ein Kind und blüht wie eine Rose. Sie ist schöner denn je.“

Daß Trude ihre verlorenene Jugend wieder gefunden hatte, ahnte keiner, denn keinem verriet sie ihr Geheimnis.

Wie leicht wurde ihr jetzt die Arbeit! Wie freudig rührte sie die Hände! ... Nun hatten ihr Leben und ihr Schaffen ein neues Ziel: es galt, eine eigene Heimat und einen eigenen Herd zu gründen, es galt, dem heimkehrenden Wanderhahn nach Winterstürmen und Winternot ein warmes Nest zu bauen.

Der Sommer kam.

Willig gab die Erde ihre Schätze her. Wer hätte je gedacht, welcher Reichtum in der braunen Heide und in der weißen Erde verborgen lag! ...

Hatte es der Schöpfer nur seinen Auserwählten, die an ihn glaubten und auf ihn vertrauten, den Sonntagskindern, vorbehalten, die Wunder der Tiefe zu ergründen, ihre Schätze zu heben, sie nach schwerer Prüfung, die sie im Feuerofen der Not bestanden, zum Glück zu führen und überreich zu belohnen?

Solch ein Sonntagskind war Trude.

Was hatte sie gelitten und gekämpft, was ertragen und erduldet! ... Wie viele Tränen hatte sie vergossen! ... In Tränen hatte sie gesät, aber in Freuden sollte sie ernten.

Die Rasten waren gefüllt mit dem feinsten Nimm, das Trude und Susse in den langen Winternächten genüßt und geäumt hatten; es war ein feiner und köstlicher Brautschatz.

Die Arbeit hatte sich gelohnt; es ruhte ein sichtbarer Segen auf ihr. Das Moor gab seine schwarzen Schätze her; in schweren Jahren ging der Torf in die Stadt und ward zu einem goldenen Strome, der sich in die Mühle ergoß.

Und dann die braune Heide! ... Keiner hätte sie wieder erkannt. Es war ein süßes Wunder. Die braune Wüste, all das dürre, unfruchtbare Land war zu einem Garten geworden, zu einem blühenden Paradiese. So weit das Auge reichte — ein goldenes Halmenmeer, das im Winde wogte und blühende Wellen schlug, und mitten darin roter Mohn gleich heißen, blühenden Mädchenaugen, und blaue Kornblumen wie freundliche Linderungen in einem lächelnden Angesichte, und auf jedem Halm die schwere, schwankende Aehre: das tägliche Brot! Und aus jeder Aehre ein leises heimliches Knistern und Flüstern wie frommes Gebet, wie ein Sonnengesang auf die Güte Gottes. Schier endlos war dieses gesegnete Kornfeld, das seine goldenen Wellen hinaustrug bis zum Steinbruch und zum Moor hinüber bis zum Rand der Heide, die mit ihren Millionen Blüten einen violetten Saum um den goldenen Königsmantel der Heimat wob und ihn mit silbernen Sternen bestückte. Blaue Falter zogen gleich segelnden Schiffchen, mit geschwellten Segeln, über das Moor; goldbestäubte Bienelein, die sich von der Heide hierher verirrt hatten, suchten in den hohen, schwankenden Rastkörben der Kornblumen Rast und stimmten summend in den Lobgesang auf den Schöpfer ein.

Trude Marischall aber ging in schneeweißem Gewande wie ein leichter Engel auf dem schmalen, braunen Pfad durch das goldene Halmenmeer, ließ die vollen Aehren durch die Finger gleiten und dachte: „Reiß zur Ernte! Die Scheunen werden sich füllen, und die Mühle bekommt Arbeit für lange, lange Zeit. Dem Herrn sei Dank und Preis!“

Und dann ging sie hinüber zum Bache, wo

die weiße Erde ihre Schätze hergab. Ringsum war das Land mit feinem, silberweißem Sand bedeckt, und in der Tiefe wühlten die Bohrer, pochten die Hämmer, stampften die Maschinen. Wie reich hatte sich die Arbeit gelohnt! Es war ein unerschöpflicher Born, der aus der Erde quoll.

Die Hypotheken waren gelöscht, der Wohlstand des Hauses mehte sich, und Trude freute sich des Wertes, das sie geschaffen hatte. Schwer und dornenvoll war ihr Weg. Mühe und Sorge, Not undummer waren ihre Schwestern gewesen, aber durch treue Arbeit und Sovertrauen hatte sie alle Hindernisse überwunden, war über sie und über sich selbst Siegerin geworden.

Noch aber hatte sie das höchste Ziel nicht erreicht: die Zurückeroberung der verlorenen Heimat drüben auf Hohenlinden. Schimmernd grüßte das weiße Herrenhaus herüber wie ein lodender Märchenbau; aber es war vereinsamt. Kein frohes Lachen klang durch die hohen Räume, Gras wucherte auf dem Hof und Unkraut auf den Feldern — ein Fluch schien darauf zu ruhen, seit Gottes Hand die nachsichtige Feindin getroffen hatte. Trude gedachte den Fluch zu wien, indem sie das Schloß ihrem alten Geschlechte zurückgab und die durch glücke und Verwundungen entweihte Heimat Erde durch Arbeit und Gebet segnete. Aber die Summe, die sie zum Kauf des Gutes nötig hatte, war noch lange nicht beisammen, und Moris Wöstein lauerte wie eine Raube auf die schöne Beute. Wenn die alte Marischall starb, wenn das Gut zum Verkauf kam, entriß ihr Wöstein die liebe Heimat, und dann war sie für immer verloren. ...

Bei diesem traurigen Gedanken mußte sie weinen; ihre Tränen fielen in das Halmenmeer, heiße Tropfen auf heiße Erde. ... Und die Erde nahm sie auf wie ein feierliches Opfer, und ein Engel trug sie empor zu Gottes Thron.

Denn wenn ein reines Herz in Liebe weint, zählt der Herr die Tränen. Und wenn die Armen, die Witwen und die Waisen jammern, schickt er seine Engel aus. Wo aber ein treues Herz zu verbluten droht, da streckt er selbst seine heiligen Hände aus und reicht ihm das Manna des Lebens. ...

Im knisternden Weizenfeld emporing Trude das Himmelsbrot des Trostes, und Gottes Vatergüte wehte sie aus dem goldenen Reiche seiner Gerechtigkeit.

Ein Ruckruf, der durchs reife Kornfeld klang, schreckte sie auf. „Trude, Fräulein Trude!“

War das nicht Spillmanns Stimme? ... Trude reckte sich und sah den Fabrikherrn auf dem sonnenglänzenden Pfade daherkommen, der ins Aehrenfeld hineinführte wie eine goldene Straße. Mit beiden Händen grüßte und winkte er. „Kommen Sie rasch! ... Mein Auto wartet schon. Wir haben höchste Eile; die alte Marischall liegt im Sterben!“

Trude erschau. Welche Gegenläufe. Hier Leben und blühendes Land — dort Sünde, Schuld und Verbrechen! ... Hier die Liebe — dort Haß und Rache!

O Welt, wie bist du wandelbar! ... O Leben, wie bist du bunt und tausend! ... O Menschenherz, was birgst du an unerforschten Tiefen, an unergründlichen Räusen, wie bist du groß und weit! Deine Gedanken reichen hinauf bis in den Himmel — und hinab in die Abgründe der Hölle! ...

Wie am Anfange der Dinge, so schwebt auch heute der Geist Gottes über den Wassern, und der heilige Richter verhandelt mit Donnerstimme das Gesetz der ewigen Gerechtigkeit: „Mein ist die Rache!“

Und mögen die Wege der Gottlosen noch so trumm und heimlich sein, mögen die Verbräcker im Dunkeln schleichen oder auf goldenen Straßen, in Glanz und Glück auf den Höhen des Lebens wandeln — Er, der ins Verborgene schaut, zieht sie ans Licht und richtet sie. Keiner entkommt ihm. Denn nähme er auch der Morgenröte Flügel und wohnete am äußersten Ende der Erde, oder stiege er hinab in die Tiefe des Meeres: so würde auch da seine Hand ihn fassen und seine Rache ihn halten. ...

(Fortsetzung folgt.)